



<https://publications.dainst.org>

iDAI.publications

ELEKTRONISCHE PUBLIKATIONEN DES
DEUTSCHEN ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS

Dies ist ein digitaler Sonderdruck des Beitrags / This is a digital offprint of the article

Deutsches Archäologisches Institut e-Jahresbericht 2017 des DAI – Cluster 7

aus / from

e-Jahresberichte

Ausgabe / Issue **0 • 2017**

Seite / Page **277–288**

<https://publications.dainst.org/journals/ejb/2100/6410> • urn:nbn:de:0048-journals.ejb-2017-p277-288-v6410.4

Verantwortliche Redaktion / Publishing editor

Redaktion e-Jahresberichte und e-Forschungsberichte | Deutsches Archäologisches Institut

Weitere Informationen unter / For further information see <https://publications.dainst.org/journals/ejb>

Redaktion und Satz / **Annika Busching** (jahresbericht@dainst.de)

Gestalterisches Konzept: Hawemann & Mosch

Länderkarten: © 2017 www.mapbox.com

©2018 Deutsches Archäologisches Institut

Deutsches Archäologisches Institut, Zentrale, Podbielskiallee 69–71, 14195 Berlin, Tel: +49 30 187711-0

Email: info@dainst.de / Web: dainst.org

Nutzungsbedingungen: Die e-Jahresberichte 2017 des Deutschen Archäologischen Instituts stehen unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie bitte <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Terms of use: The e-Annual Report 2017 of the Deutsches Archäologisches Institut is published under the Creative-Commons-Licence BY – NC – ND 4.0 International. To see a copy of this licence visit <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

CLUSTER 7

Lebensrealitäten in der Spätantike



e-JAHRESBERICHT DES DAI 2017



Inhalte und Ziele des Clusters 2017

Das DAI-Forschungscluster 7 „Lebensrealitäten in der Spätantike“ geht von dem ungemein reichen Bestand an archäologischen Funden und Befunden, epigraphischen, papyrologischen und literarischen Texten aus, die Informationen zum „Alltagsleben“ in der Spätantike (4.–6. Jh. n. Chr.) bieten. Gerade auch Feldprojekte des DAI liefern immer wieder neue Daten und Kenntnisse zu diesem Themengebiet. Der Mehrwert des interdisziplinären Gesprächs wird jedoch im Bereich des häufig als banal erachteten Feldes des „Alltags“ selten genutzt. Cluster 7 will hier ein deutliches Zeichen setzen und Spezialistinnen und Spezialisten für unterschiedlichste Quellengattungen im Rahmen einer gemeinsamen Frage ins Gespräch bringen. Aufgrund der dichten Quellengrundlage können für die Spätantike Einblicke in Alltagsfragen gewonnen werden, die auch für andere Epochen als Vergleichsbeispiel von großem Interesse sind.

Sprecher des Clusters: R. Haensch, Ph. von Rummel.

Website des Clusters:

<http://www.dainst.org/forschung/netzwerke/forschungscluster/cluster-7/konzept> ↗

Kontakt: rudolf.haensch@dainst.de; generalsekretaer@dainst.de



1 Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Clustertreffens im November 2017 in München (Foto: Ph. v. Rummel).

Clustertreffen in München

Vom 23. bis 24. November traf sich das Forschungscluster 7 zu seiner fünften Clustertagung „Kontinuitäten, Brüche, Übergänge, Metamorphosen. Periodisierung und Lebensrealitäten in der ‚langen‘ Spätantike“ in der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des DAI in München (Abb. 1). Nach den Themenblöcken Religion (Trier 2013), Wirtschaft (Rom 2014), Zentren und Peripherie (Trient 2015) und Mikroräume (Rom 2016) stand bei dem fünften Treffen die Frage der Periodisierung im Vordergrund. Die Frage der Periodisierung wurde lange Zeit vor allem anhand der literarischen Quellen und der politischen Geschichte erörtert. Politische Ereignisse berühren den Alltag und dessen Phänomene nicht unbedingt sofort und unmittelbar. Gerade in überwiegend agrarischen vorneuzeitlichen Gesellschaften betreffen sie das Leben der meisten Mitglieder dieser Gesellschaften häufig kaum oder nur marginal. Das Clustertreffen in München richtete daher an Vertreterinnen und Vertreter der Archäologien, der Althistorie, der Numismatik,

der Epigraphik, an Keramologinnen und Keramologen sowie Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler gleichermaßen die Frage, welche Perspektiven sich aus dem jeweiligen Kenntnisstand in der einzelnen Disziplin und bei ihren Neufunden in Hinsicht auf die Fragen nach Periodisierung oder Charakterisierung ergeben. Was sind in der behandelten Materialgruppe, seien es nun Amphoren, Schmuck, Inschriften oder Papyri, die zentralen Einschnitte? Wann sind die Veränderungen von einem derartigen Ausmaß, dass etwas Neues entstanden ist? Welche Kontinuitäten oder Brüche kennzeichnet die Stadt, die Region oder die inhaltliche Frage, die Sie untersuchen? Verläuft die Entwicklung im langsamen Abschwung oder in Sprüngen? Gibt es gegenläufige Bewegungen? Wie wird das Ausmaß regionaler Sonderentwicklungen eingeschätzt? Hat sich in den unterschiedlichen Disziplinen eine eigene selbstständige Chronologie entwickelt oder steht hinter der dort entwickelten letztlich die bisherige Sicht von den entscheidenden Phasen der Spätantike? Welche Informationen ergeben sich aus den spezifischen Funden und Befunden über die Faktoren, die die Entwicklung vorantrieben oder hemmten?

Nach einer Begrüßung und Einführung in das Thema durch R. Haensch (München) und Ph. von Rummel (Berlin) diskutierte B. Salway (London) in seinem Vortrag „The End of the Roman Milestone in Late Antiquity“ die Chronologie der Errichtung, Beschriftung und Neubeschriftung von spätrömischen Meilensteinen. Obwohl neuere Studien den Rhythmus von Beschriftungen und Neubeschriftungen von Meilensteinen im 3. und 4. Jahrhundert untersucht haben, haben das absolute Ende des Phänomens römischer Meilensteine und seine Bedeutung bisher nur wenig Aufmerksamkeit gefunden. Die zunehmende Verantwortung städtischer Instanzen für den Erhalt von Straßen im 3. und 4. Jahrhundert lässt Meilensteine zu einem wichtigen Indikator des politischen Engagements lokaler Gemeinschaften und ihrer ökonomischen Leistungskraft werden (Abb. 2). Dies gilt im besonderen, wenn nicht nur die Inschriften beachtet werden, sondern auch das Ausmaß der Wiederverwendung älterer Materialien. Die jüngst erfolgte detaillierte Vorlage des Corpus der Meilensteine in Kleinasien durch D. H. French ermöglicht es, eine



2 Der Meilenstein des Probus, 6 m.p. von Amaseia, Pontus, entfernt (French, RRMAM 3.3, 37c)

verfeinerte Analyse des Phänomens zur Diskussion zu stellen, besonders in Hinblick auf die späten Phasen römischer Meilensteine vom späten 4. bis zum frühen 6. Jahrhundert. Dabei erscheint das Jahrzehnt nach 390 sowohl in den östlichen als auch den westlichen Provinzen als chronologische Wasserscheide.

L. Andriollo (Bamberg) beschäftigte sich in Ihrem Vortrag „Records of Imperial Pronouncements and Imperial Public Speaking at the Turn of Late Antiquity“ mit den etwa 30 dokumentarischen Quellen für kaiserliche Reden (einschließlich der Zitate in Rechtsquellen). Angesichts der geringen Zahl der Zeugnisse ist es schwierig, Tendenzen festzustellen und diese in Bezug zur Periodisierungsfrage, hier verstanden als Übergang von der Hohen Kaiserzeit zur Spätantike, zu setzen. Immerhin ist festzustellen, dass es eine an eine

größere zivile Öffentlichkeit gerichtete kaiserliche Rhetorik nach Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. anscheinend nicht mehr gegeben hat. Es blieben nur noch Ansprachen ans Heer. Stattdessen sind immer mehr kaiserliche Stellungnahmen in Gerichtsverfahren dokumentiert, wobei die entsprechende Überlieferung in severischer Zeit ihren Höhepunkt erreicht. Seit Mitte des 3. Jahrhunderts erscheint auch das *consilium* als Ort kaiserlicher Stellungnahmen. Von diesem Zeitpunkt an fehlen gänzlich papyrologische oder epigraphische Belege für kaiserliche Reden – möglicherweise weil es nicht mehr als sinnvoll erachtet wurde, dass solche Reden in der Öffentlichkeit zirkulierten. Das war anders bei einem neuen Genus kaiserlicher Rhetorik, das seit Konstantin eine Rolle spielte: Reden christlichen Inhaltes vor Versammlungen von Vertretern der neuen Religion. Die gesamte Entwicklung ist sicherlich auch eine Folge der politischen Veränderungen zwischen 235 und 325.

M. Zagermann (München) führte in seinem Vortrag an den südlichen Oberrhein, wo er exemplarisch zwei Periodengrenzen in der Gegend um Breisach vorstellte. Für die Ablösung der mittelkaiserzeitlichen durch die spätantike Siedlungsstruktur wurde ebenso wie für das Ende der römischen Verwaltung – spätestens 476? – gefragt, ob sie Einfluss auf die Lebensrealitäten hatten. Am Südwestende des Kaiserstuhls bieten die in Sichtweite zueinander gelegenen Plätze Breisach „Münsterberg“ und Ihringen „Staatacker“ eine ideale Ausgangssituation zur Untersuchung der ersten Periodengrenze. Ein Vergleich ihrer Keramikspektren deutet an, dass das Ende von Ihringen und der Beginn von Breisach sehr eng beieinanderliegen müssen. Das Breisacher Münzspektrum und die Datierung der einzelnen Keramikformen gestattet eine Datierung dieser Ablösung um 280/290. Ab dieser Zeit ist Breisach das neue, befestigte Zentrum der Gegend. Zu erkennen ist generell eine deutliche Zäsur, bei der mittelkaiserzeitliche Plätze aufgegeben und ihre Bewohner in befestigte Orte wie Breisach umsiedeln. Somit sind die Auswirkungen auf die tatsächlichen Lebensrealitäten in diesem Falle sehr deutlich. Anders sieht es aus bei der Frage nach dem Ende der Antike. Mehr und mehr erweist sich auch am südlichen Oberrhein das gerne postulierte Epochendatum 476 als für die Lebensrealitäten größerer Bevölkerungskreise



3 Der bislang jüngste Vertreter rollrädchendekorierter Terra sigillata vom Münsterberg (ca. 420/430 n. Chr.) (Bestimmung: L. Bakker, Foto: M. Zagermann).

kaum relevant. Während Breisach offenbar noch in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts als Siedlungsplatz aufgegeben wird (Abb. 3), gewinnt vor allem die in valentinianischer Zeit gegründete Festung auf der Flur Altkirch im gegenüberliegenden Biesheim-Oedenburg an Bedeutung. Edelmetall-, aber auch Aesmünzen der zweiten Hälfte des 5. und des 6. Jahrhunderts sind unlängst von diesem Ort bekannt worden. Sie sprechen für das Funkzionieren der alten Handelsrouten und geben erste Hinweise, dass ein alltäglicher monetärer Austausch bis weit über die Mitte des 5. Jahrhunderts hinaus praktiziert wurde. Aus militärischer Sicht repräsentieren Kriegergruppen, wie sie uns im Gräberfeld von Wyhl entgegentreten, diese Übergangszeit. Die hier zwischen 440 und 470/480 Bestatteten dürften das Ende der römischen Verwaltung als Zeitzeugen erlebt haben, mit einem langsamen Übergang zu den Nachfolgestaaten.

Der Vortrag von R. Steinacher (Tübingen) trug den Titel „Periodisierung und die Frage nach Bruch oder Kontinuität. Das Beispiel der kirchlichen Strukturen in Raetien und Noricum zwischen ca. 300 und 798“. Schon seit der Mitte des 5. Jahrhunderts etablierten sich an der Donau kleinere barbarische Verbände, die nach dem Abzug der Goten Richtung Balkan und Italien 473 ihre Macht erheblich steigern konnten. Bürokratie und Verwaltung Italiens bestanden jedoch auch nach dem letzten Drittel des 5. Jahrhunderts größtenteils weiter. Zu Italien gehörten die rätischen und norischen Provinzen. In den beiden rätischen Provinzen amtierte ein *dux*. Zumindest Binnennoricum wurde von einem Statthalter mit dem Rangprädikat eines *vir spectabilis* verwaltet. Dieser dürfte ebenfalls den Rang eines *dux*, eines Grenzgenerals, innegehabt haben. „Es ist eine Binsenweisheit, dass die politische Gliederung die Grundlage der römischen Kirchenordnung bildete.“ (H. Wolfram) Bereits auf dem ersten Konzil von Nicäa 325 wurden Bestimmungen erlassen, die die Verwaltungseinheiten der Provinz (*provincia/ἐπαρχία*) und der Stadtgemeinde (*civitas/παροικία*) auf die Organisation der kirchlichen Hierarchie übertrugen. Bischöfe sollten nur in den *civitates*, den städtischen Hauptorten der teilautonomen Verwaltungseinheiten mittlerer Ebene, eingesetzt werden. Der episkopale Amtsbereich war identisch mit dem Territorium der jeweiligen *civitas*. Gemäß dieser kirchlichen Grundsätze hätte man in Rätien zwei und in Noricum zehn Episkopate anzunehmen. Die beiden rätischen Provinzen verfügten nur über zwei Städte, nämlich Augusta Vindelicum (Augsburg) und Curia (Chur). Die norischen Provinzen waren im Vergleich dichter organisiert. Iuvavum (Salzburg), Ovilava (Wels), Lauriacum (Lorch), Cetium (St. Pölten), Aguntum (Dölsach/Lienz), Teurnia (St. Peter in Holz/Spittal an der Drau), Virunum auf dem Zollfeld, Celeia (Celje/Cilli, Slowenien), Poetovio (Ptuj/Pettau, Slowenien) und Flavia Solva (Wagna, Leibnitzer Feld) kämen als Bischofssitze in Frage. Alle genannten Orte sind noch im 4. Jahrhundert wirtschaftlich als Städte und politisch als Zentralorte von Territorien vorhanden. Nun lassen sich immerhin sieben dieser zwölf theoretischen Bischofssitze zwischen dem 4. und dem 6. Jahrhundert auch tatsächlich nachweisen. Dass es darüber hinaus Episkopate ohne Beziehung zu einer Stadt gegeben hat, ist wahrscheinlich. Den aus Cassiodors *Variae* und

frühmittelalterlichen Texten bekannten Breones des Inntals könnte ein „Militärbischof“ zugeordnet gewesen sein. Im zweiten Rätien fehlt zwar eine *civitas*, aber erstens gab es in der gesamten Provinz eben nur zwei Siedlungen mit Stadtrecht, und zweitens war auch Säben ein Bistum ohne Stadt. Zudem unterschied sich die Provinz schon in der Kaiserzeit von anderen. Vermutlich waren *civitates peregrinae* ohne Vorort in Rätien häufiger. Gleichzeitig spielten zunächst kaiserliche und später (bairisch) herzogliche Militärbezirke eine bedeutende Rolle. Gerade im Inntal um Teriolis (Zirl), wo der *dux Raetiae* zumindest zeitweise seinen Amtssitz hatte, und die breonische Truppe agierte, ist ein solcher großräumiger Komplex von I. Heitmeier wahrscheinlich gemacht worden. Wenn nun in den fraglichen Jahrhunderten Verwaltung und militärische Organisation mit einer gewissen Kontinuität zwischen dem 6. und dem 8. Jahrhundert bestanden haben, so ist auch ein Bistum für die militärisch bedeutende breonische Gemeinschaft denkbar, das zumindest bis in das 7. Jahrhundert bestanden haben könnte.

Ph. von Rummel (Berlin) zeigte in seinem Vortrag „Zwischen Komplexität und Vereinfachung: Periodisierungsprobleme am Beispiel der Africa proconsularis“ wie unterschiedliche archäologische Faktoren zu ganz anderen Periodisierungsansätzen führen können als eine ereignisgeschichtliche Gliederung, und dies nicht nur regional unterschiedlich, sondern auch lokal. An Beispielen von Stadtentwicklung, Inschriften, Auswirkungen politischer und sozialer Umstürze, Keramikdistribution und ökonomischer Entwicklung wurden unterschiedliche Periodisierungsansätze vorgestellt, um abschließend die große Frage der Bedeutung des 8. Jahrhunderts zu diskutieren: Sehen wir, wie es sich etwa auf der DAI-Grabung in Chimtou abzeichnet, tatsächlich einen sich durch unterschiedlichste Kategorien und Regionen ziehenden Bruch im 8. Jahrhundert, oder stehen wir noch immer vor allem vor einem durch den schlechten Forschungsstand bedingten Quellenproblem, das sich durch stratigraphische Grabungen in urbanen Zentren, für die schriftliche Quellen Kontinuität von der Spätantike ins Mittelalter nahelegen, auflösen könnte?

In dem Vortrag „Von der Krise zur Transformation und zurück: Überlegungen zur Konstruktion der Übergangsphasen der Spätantike am Beispiel Südetruriens“ von P. Pasiëka (Berlin) wurde der Frage nach dem Zusammenhang zwischen der sprachlichen und visuellen Darstellung und Analyse quantitativer archäologischer Daten und der qualitativen Ausdeutung der Übergangsphasen zur und von der Spätantike nachgegangen. Besondere Berücksichtigung fand dabei, welche Rolle Konzeptionen zu einer langen oder kurzen Spätantike einnehmen, wie sich solche globalen Konzepte in regionalen Studien widerspiegeln und ob sich eine historiographische Entwicklung weg von pessimistischen Ausdeutungen der Spätantike mit normativen Untertönen hin zu einer optimistischeren, differenzierten Sicht nachvollziehen lässt. Dafür wurde beispielhaft die Erforschung der Besiedlungsgeschichte des westlichen Zentralitaliens mittels einer Reihe von Surveyprojekten betrachtet: Dazu zählen das „South Etruria Survey“ bzw. als Aktualisierung dazu das „Tiber Valley Project“, das Projekt „monti della Tolfa – valle del Mignone“, der „Albegna valley – Ager Cosanus Survey“ sowie neuere Projekte im Becken von Grosseto. Es ergab sich das Bild einer komplexen Landschaft mit vielen Mikroregionen, deren besiedlungsgeschichtliche Entwicklung nur bedingt parallel verlief, wobei die Grenzphasen der Spätantike jeweils mit einem deutlichen Abfall in der Besiedlungsdichte assoziiert werden. Obwohl die chronologische Fixierung der Spätantike im Detail schwanken konnte, lag der Beginn meist im 3. Jahrhundert, das Ende im 6. Jahrhundert. Weiter konnte festgestellt werden, dass in vielen Fällen nicht zwischen einer deskriptiv-analytischen und einer interpretativen Ebene in der Darstellung unterschieden wurde, sondern es vielmehr zu rhetorischen Verschränkungen beider kam. Klare historiographische Entwicklungslinien bei der Beurteilung der Grenzphasen der Spätantike zeichnen sich nicht ab, vielmehr existieren divergierende Bewertungen und sprachliche Darstellungsformen parallel, die sich bei der Charakterisierung der Grenzphasen zwischen Szenarien einer langsamen und kontinuierlichen Transformation bis hin zu dezidierten Krisenphasen bewegen.

Der spätantike Klerus ist in vielen Inschriftengattungen belegt – eine davon, nämlich die Funerärepigraphik, stand im Mittelpunkt des Vortrages „Die Grabinschriften des Klerus im spätantiken Italien. Bruch oder Kontinuität?“ von I. Mossong (München). Entgegen der Feststellung, dass der Glaube eigentlich keine Inschriften braucht um wahrhaftig zu sein, haben Christen einschließlich der Kleriker dennoch regen Gebrauch von diesem Medium gemacht. Neben dem Versuch eine Erklärung für dieses Phänomen zu bieten, wurde dessen Entwicklung nachgezeichnet. Da einerseits der Klerus seinen Platz in der inschriftlichen Darstellung erst finden muss, er andererseits aber in seiner gesamten Breite in Grabinschriften vertreten ist, und zudem einschlägige Zeugnisse in allen Regionen Italiens zu finden sind, erscheint eine solche Untersuchung durchaus erstrebenswert.

Als im 3. Jahrhundert in Italien die ersten Klerikerinschriften entstehen (Phase 1), ist es neben dem Namen und mitunter dem Begriff „*locus*“ in der Regel lediglich die Erwähnung des Klerikeramtes, die den Unterschied zwischen Epitaphien von Klerikern und Laien macht. Eine zweite Phase beginnt gegen Anfang/Mitte des 4. Jahrhunderts, als immer Weiteres dazukommt: Es handelt sich in der Regel um personenbezogene Angaben, die ohne Nennung des Klerikeramtes auch für einen beliebigen Verstorbenen gemacht werden konnten. Parallel dazu vollzieht sich mit dem immer häufigeren Rückgriff auf die Versform ein weiterer Wandel: Tugenden, die den Verstorbenen als Mensch und als Kleriker ausgemacht haben, werden gelobt und ein detaillierter Einblick in das Leben des Verstorbenen geboten. Die metrischen Zeugnisse bringen auch noch ein weiteres Phänomen zutage, nämlich Epitaphien, die keine Amtsangabe enthalten, aber dennoch einem Kleriker, selbst einem Bischof, zugeordnet werden können. Eine dritte Phase beginnt in der zweiten Hälfte des 5. und zieht sich bis ins 7. Jahrhundert: Es gibt eine Veränderung hinsichtlich der Autoren der Epitaphien (Amtsbrüder statt Verwandte), der Inschriftentext wird formelhafter (*bonae/sanctae memoriae*) und auch die Vorstellung der idealen Grablegung ändert sich (Bestattung *ad sanctos*). Weiterhin wurden mehrere Zeugnisse herangezogen, die in ihrem Text eine Antwort auf die Frage der *raison d'être* der Klerikerepitaphien bieten. Sie entstammen alle der 3. Phase, sind also vergleichsweise spät einzuord-

nen. Hinsichtlich der Grabinschriften des spätantiken Klerus kann also keinesfalls die Rede von Kontinuität sein, da sich die Zeugnisse aus dem 3. Jahrhundert stark von denen des 6. Jahrhunderts unterscheiden. Die Grabinschriften des Klerus vollziehen einen Wandel, der sich in allgemeinere Entwicklungen von Kirche und Gesellschaft einreicht. Sie sind ein Produkt ihres regionalen Umfeldes, sodass starke geographische Unterschiede nicht ausbleiben. Die vorgestellten drei Phasen sind also je nach Region mehr oder weniger stark ausgeprägt, bauen aber aufeinander auf, auch wenn ihre Übergänge fließend sind.

A. Oettel (Berlin) betrachtete im ersten Teil seines Vortrages „Probleme der Periodisierung der urbanen und ländlichen Entwicklung in der Spätantike: Beispiele aus der Balkanregion und dem Vorderen Orient“ die Siedlungsentwicklung am orientalischen Limes in Nordost-Syrien, wo der Fluss Ḥābūr, ein Nebenfluss des Euphrat, ab dem Jahre 165 den Grenzverlauf zum parthischen und ab 224 zum sasanidischen Reich markierte. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts wurden in der Region als Folge der wiederholten Einfälle der iranischen Sasaniden zahlreiche Städte, Siedlungen und Militärlager verlassen, so z. B. Dura am Euphrat und Magdala/Tall Šēḥ Ḥamad am Ḥābūr. Die Wiederbesiedlung und erneute Sicherung der Grenze durch Lager und Kastelle unter Diocletian (284–305) bedeutete daher für die Region den Beginn einer neuen Periode.

Häufig wird die Entwicklung des Orients in der Spätantike in zwei Phasen eingeteilt, dem 4./5. Jahrhundert und dem 5./6. Jahrhundert, die insbesondere in der Archäologie Jordaniens, Palästinas und Israels mit den Begriffen „frühbyzantinisch“ und „spätbyzantinisch“ bezeichnet werden.

Das einzige ausgegrabene der aus der *Notitia Dignitatum* bekannten Kastelle am Ḥābūr ist Tall Dġērāt-Süd, wo in den Jahren von 2000 bis 2003 eine Rettungsgrabung als Kooperation zwischen dem DAI und der FU Berlin durchgeführt wurde. Es lässt sich – bezogen auf die Spätantike – eine Dreiphasigkeit nachweisen: In ein (1) Kastell des 4. Jahrhunderts wurde im 5. Jahrhundert eine (2) Kirche eingebaut, die im 6. Jahrhundert Teil eines (3) Klosters innerhalb einer jetzt durch eine Stadtmauer geschützten



4 Tall Dġērāt-Süd (Syrien). Das Kastell und die darüber liegende Kirche (rechts) während der Rettungsgrabung am Hābūr-Stausee im Sommer 2002 (Foto: A. Oettel).

‚Festungsstadt‘ wurde. Sehr wahrscheinlich infolge der arabischen Eroberung Syriens im Zeichen des Islam ab 634 verfiel das Kloster zu einer Ruine, obwohl der Ort in frühislamischer Zeit weiter bestand (Abb. 4).

Im Anschluss an die Betrachtung der Periodisierungsproblematik im Orient galt die Untersuchung im zweiten Teil des Vortrags der Region des Südwest-Balkan, und dort speziell der spätantiken Provinz Praevalitana, die das Gebiet des heutigen Montenegro und des nördlichen Albanien einnahm. Auch für diese Region wird eine Periodisierung in zwei Phasen mit einer Grenze um das Jahr 450 vorgeschlagen. Das 6. Jahrhundert lässt sich in der Praevalitana archäologisch nachweisen durch den massiven Ausbau von Befestigungswerken wie z. B. in der Provinzhauptstadt Scodra/Shkodra und in neuen ‚Festungsstädten‘ wie z. B. Sarda/Shurdhah sowie in kleinen, keiner

einheitlichen Typologie folgenden ‚Fluchtburgen‘ mit nahe gelegener Siedlung, wie z. B. Hoti. Auch das 5. Jahrhundert wird immer besser greifbar mit ersten großen Stadtbefestigungen wie z. B. in Scodra/Shkodra und Lissus/Lezha. Auf der Grundlage der neuen Grabungsergebnisse lässt sich das bisher nur schwach belegte 4. Jahrhundert in strategischen Infrastrukturmaßnahmen wie der Anlage des Kastells von Vig im Hinterland von Lissus/Lezha und sehr wahrscheinlich dem Ausbau der Zitadelle von Lissus über der alten hellenistischen Akropolis fassen. Damit werden auch in der Praevalitana mindestens drei deutlich unterscheidbare urbane Entwicklungsphasen greifbar. Das Ende der Spätantike lässt sich in die Mitte des 7. Jahrhunderts datieren als Folge des Eindringens slawischer Stämme in die Region.

M. Moser (Frankfurt a. M.) berichtete von den Ergebnissen ihrer Forschung zum Senat von Konstantinopel im 4. Jahrhundert. Hatte ihr Beitrag zum letzten Workshop in Rom den ländlichen Raum in der Lebensrealität der Senatoren in Konstantinopel betrachtet, so widmete sie sich diesmal unter dem Titel „Übergänge und Brüche unter den östlichen Eliten im 4. Jahrhundert n. Chr.“ der Genese eines *ordo senatorius* in Konstantinopel und dessen Auswirkungen auf die sozio-politische Struktur der östlichen Reichshälfte. Der Vortrag referierte zunächst den Stand der Forschung. Einige Eckpunkte dieses Prozesses sind bekannt, doch stellt sich noch immer die Frage nach der Periodisierung und den Folgen der verstärkten Integration der östlichen Eliten in das römische Herrschaftssystem im 4. Jahrhundert. Die Betrachtung der entsprechenden Konstitutionen in den spätantiken Rechtsquellen erlaubt nur eine eingeschränkte Sicht auf die dieser Entwicklung zugrundeliegenden gesellschaftlichen und politischen Prozesse. Ähnliches gilt für die literarische Überlieferung. Die Heranziehung einer dritten Quellengruppe, die Auswertung des epigraphischen und literarischen Befunds über die in der Verwaltung tätigen senatorischen Beamten, eröffnet aber einige neue Perspektiven auf die Transformation der östlichen Kurialeliten in einen zweiten Senatorenstand. Die eingehende Erörterung des Materials ergab, dass die Integration der östlichen Eliten mit dem Ausbau der Provinzverwaltung in der Mitte des 4. Jahrhunderts einhergeht. Sie baut aber nicht auf neuartigen

Karrierestrukturen auf, sondern ist eng mit der Einführung eines östlichen *cursus honorum* verknüpft. Dabei ergeben sich einige Indizien dafür, dass hier traditionelle senatorische Karrierestrukturen größtenteils übernommen werden. Diese Ergebnisse erlaubten es, neue Aussagen über Übergänge und Brüche innerhalb der östlichen Eliten zu treffen. Sind östliche Kuriale bis dahin in den niedrigen Ämtern der Reichsverwaltung tätig, können sie ab Mitte des 4. Jahrhunderts die prestigeträchtigeren senatorischen Statthalterschaften besetzen. Dies machte es möglich, im größeren Umfang als zuvor an den Erträgen des Reiches teilzuhaben und Netzwerke auch über Provinzgrenzen aufzubauen. Sozialer Aufstieg war aber weiterhin an hohe finanzielle Anforderungen gekoppelt; die Entwicklung begünstigte bereits bestehende Eliten. Übergänge lassen sich also in der sozialen Herkunft, aber auch in der identitätsstiftenden Rolle der traditionellen Bildung (*paideia*) feststellen. Markante Brüche sind jedoch ebenfalls zu verzeichnen. Dies betrifft besonders die Rolle der neuen Senatoren innerhalb ihrer Heimatstädte. Als Senatoren sind sie nun Bürger Konstantinopels. Dies hat Einfluss auf die Finanzstruktur der Städte; denn Senatoren sind vom lokalen Steueraufkommen ausgenommen und versteuern ihren Reichtum in Konstantinopel. Dies erklärt, warum die Entstehung eines Senats in Konstantinopel von einigen Kurialen (Libanius) kritisch gesehen wird. Die Genese eines östlichen Senatorenstandes ist also ab Mitte des 4. Jahrhunderts ein prägendes Phänomen. Zwar verändert sie das gesellschaftliche Gefüge zunächst nur gering, hat aber innerhalb kürzester Zeit beträchtliche Auswirkungen auf die administrativen und fiskalischen Strukturen im östlichen Reichsteil. Diese Neuordnung schafft stabile Herrschaftsstrukturen, die eine neue Blütephase in der östlichen Reichshälfte einleiten.

U. Huttner (Siegen) untersuchte in seinem Vortrag „Göttlicher Schutz für Milet: Epigraphische Belege für ein religiöses Konzept im Umbruch“ die Sicherung des göttlichen Schutzes, die zu den Grundanliegen einer griechischen Polis zählt. Ausgewählte Inschriften aus Milet zeigen, dass sich diese Tradition in der christlichen Spätantike ungebrochen fortsetzt. Die „Erzengelinschrift“ am Theater von Milet (IvMilet 943a) lässt indes keine eindeutige

religiöse Klassifizierung (jüdisch oder christlich) zu und speist sich aus magischen Traditionen (Vokalserien, magische Zeichen). Bemerkenswert ist die politische Dimension des Textes, zumal die gesamte Polis der (magischen) Gewalt der Erzengel anvertraut wird. Demgegenüber war die offizielle Torinschrift aus iustinianischer Zeit (IvMilet 206) durch einen gesellschaftlichen Konsens abgesichert. Die eigentliche Bauinschrift wird durch das Trishagion bekrönt („Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser!“), das sich aus biblischen Texten herleitet (Jes. 6, 3; Apk. 4, 8) und die allmächtige Schutzfunktion des Christengottes beschwört. Ungeachtet der strukturellen Kontinuitäten, die den Erzengeln und dem jüdischen bzw. christlichen Gott in Milet dieselbe politische Schutzfunktion zuweisen wie zuvor dem Apollon von Didyma, ist mit deutlichen Transformationen in der Vorstellungswelt der religiösen Akteure zu rechnen. Hier stellt sich die Frage, wie sich konkrete Erwartungen hinsichtlich des Schutzes der Stadt mit einer markanten Abstrahierung der göttlichen Instanz vereinbaren lassen.

K. Piesker (Istanbul) widmete ihren Vortrag „Henne oder Ei: Die ‚Attius-Philippus-Mauer‘ in Side, Pamphylien, und das Problem der Periodisierungen“ der Frage wie, bzw. inwieweit, spätantike Wehrmauern als historische Quelle für die gestellten Fragen tauglich gemacht werden können. Ihr Beitrag ging davon aus, dass die innerhalb der antiken Städte errichteten „spätromischen“, „spätantiken“ oder „byzantinischen“ Stadtmauern gern als besonders auffallendes und bis heute präsentenes Zeugnis des urbanen Niedergangs in der Spätantike interpretiert werden. In der Regel verkleinerten die Mauern das antike Stadtgebiet, saßen auf älteren Bauten auf und beeinträchtigten diese damit in ihrer Funktion. Auch sie waren aus ‚Spolien‘, wiederverwendeten Blöcken antiker Bauten, zusammengesetzt, deren Zerstörung sie voraussetzen. Datierung und Deutung der Mauern sind vielfältig und meist umstritten. Im Fall der ‚Attius-Philippus-Mauer‘ reichen die Vorschläge von einer Wehrmauer – errichtet während der Angriffe der Isaurer im 4./5. Jahrhundert, im Zuge der persischen und arabischen Einfälle im 7. Jahrhundert oder sogar erst im 11./12. Jahrhundert – bis zu einem Symbol städtischer Macht – gebaut im 5./6. Jahrhundert. Die bauforscherische Untersuchung

der Mauer konnte zeigen, dass sie zumindest südlich des Theaters zwei spät-antik-byzantinische Bauphasen aufweist. Es wurde zudem festgestellt, dass die byzantinischen Mauern an dieser Stelle auf einer anscheinend spätestens in früh-römischer Zeit errichteten Mauer aufsaßen. Zwischenzeitlich wurde die ältere Mauer als Substruktion einer Wasserleitung genutzt. Die sidetischen Mauern dokumentieren demnach Stadtgeschichte über lange Zeit und nicht (nur) ein singuläres Krisenszenario. Ausgehend von dem konkreten Beispiel plädierte K. Piesker im Fall ähnlicher Mauern für eine detaillierte Untersuchung der Baubefunde einerseits und die Einbettung in ihren urbanistischen Kontext andererseits. Dazu gehören eine stärkere Beachtung der jeweiligen Topographie, der möglichen Ertüchtigung älterer Befestigungen, der Nutzung öffentlicher Bauten und Grundstücke, der Aufgabe öffentlicher Einrichtungen wie der Theater und Bäder – d. h. für eine Stadtmauerforschung, die sich als Stadtforschung versteht, quantitative und qualitative Wandlungsprozesse in langfristiger Perspektive zu fassen und zu diskutieren.

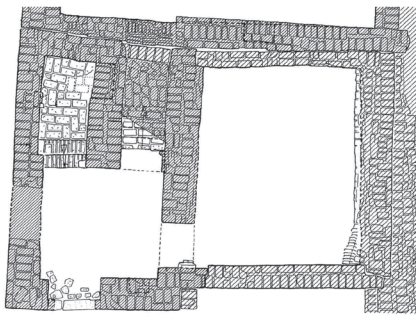
Der Vortrag von R. Haensch (München) „Keine Brüche? Baumaßnahmen an Kirchen im Spiegel der epigraphischen Überlieferung aus dem östlichsten Teil des Imperium Romanum“ geht der Frage nach der langfristigen Bedeutung sog. epochaler Ereignisse nach. Um diese zu klären, braucht es große, über einen langen Zeitraum recht konstant zu verfolgende Materialgruppen. Eine solche stellen die mehr als 1000 Inschriften von Baumaßnahmen an Kirchen in den beiden Patriarchaten Antiocheia und Jerusalem aus dem Zeitraum zwischen 312 n. Chr. und dem Ende des 7. Jahrhundert n. Chr. dar. Wertet man diese Zeugnisse aus, so ergibt sich folgendes:

- Vor 312 gibt es kein einziges epigraphisches Zeugnis für den Kirchenbau. Die neue Religion trat nirgendwo in dem so typischen antiken Medium der Bauepigraphik ans Licht der Öffentlichkeit.
- Nach 312 setzen die Zeugnisse sehr bald ein, wobei der eigentliche Take-off-Point erst das letzte Viertel des 4. Jahrhundert darstellt.
- Von etwa 375 an nimmt die Zahl entsprechender Zeugnisse kontinuierlich zu, zunächst im Norden, dann auch im Süden, um bis etwa 640 – dem Zeitpunkt der arabischen Eroberung der Region – auf einem hohen

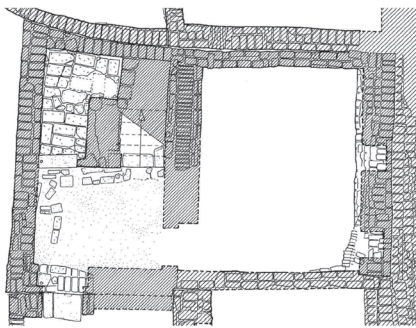
Niveau zu bleiben. Die entsprechende Kurve der Bauinschriften von Kirchen passt zur Pirenethese, während die Kurve ziviler Bauten schon in der Regierungszeit Justinians zusammenbricht und damit eher zur These von Mischa Meier passt.

- Nach 640 gibt es zwar noch einzelne Baumaßnahmen, aber in wesentlich verringertem Maße: Auf über 500 Inschriften im 6. Jahrhundert folgen etwa 100 in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts und schließlich ca. 15 Inschriften zwischen 640 und 790. Die 15 Inschriften liefern inhaltlich Beispiele für Übergangsphänomene, wie sie auch bei anderen Epochengrenzen in gut dokumentierten Überlieferungszeigen zu fassen sind. Vom Kirchenbau in der östlichen Hälfte des Reiches her gesehen, war unter den epochalen Zäsuren zweifellos mit Pirenne die arabische Eroberung die entscheidendste.

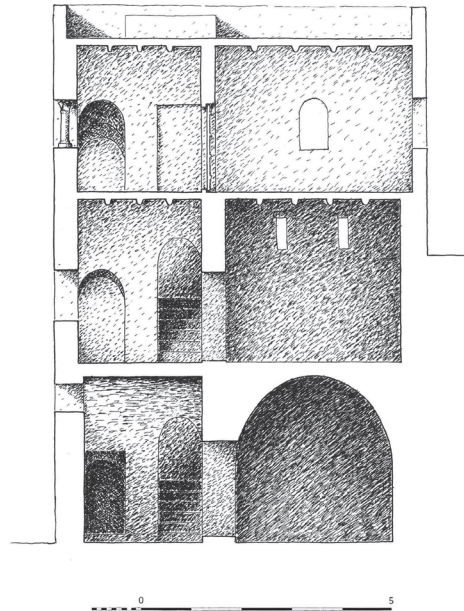
F. Arnold (Madrid) sprach über „Kulturelle Umbrüche in Ägypten zwischen Spätantike und Frühmittelalter: Versuch einer Periodisierung“. In Ägypten wird traditionell die islamische Eroberung im Jahr 642 n. Chr. als ein Epochenwechsel gesehen. In der materiellen Kultur des Landes ist mit diesem Datum jedoch kein markanter Wandel verbunden, wie die Grabungsergebnisse in Elephantine zeigen, einer Kleinstadt am 1. Nilkatarakt. Hier sind im aufgelassenen Tempelbezirk des Chnum die Reste einer Besiedlung erhalten, die im 5. Jahrhundert einsetzte und weitgehend bruchlos bis in das 10. Jahrhundert andauerte. In der Typologie der Wohnhäuser ist im 7. Jahrhundert keine Veränderung zu erkennen: Häuser sahen im 8. Jahrhundert nicht anders aus als im 5. oder 6. Jahrhundert. Auch in der Keramikproduktion ist mit der islamischen Eroberung kein markanter Bruch zu verbinden. Ein gradueller Verlust des Lebensstandards setzt auf Elephantine hingegen bereits zu Beginn des 6. Jahrhunderts ein, mit dem Aussetzen des Umlaufs an Kupfermünzen, der Reduzierung der Vielfalt an Keramikformen und der wachsenden Wiederverwendung von Altmaterialien wie Stein und Metall. Ein erneuter Wandel ist zu Beginn des 9. Jahrhunderts zu erkennen, mit dem Einsetzen der Produktion von glasierter Keramik und der zunehmenden Verwendung von Stein und gebrannten Ziegeln im Wohnungsbau. Der Grabungsbefund in



Haus M13, Phase 02/1: um 580



Haus M13, Phase 03/1a: um 800

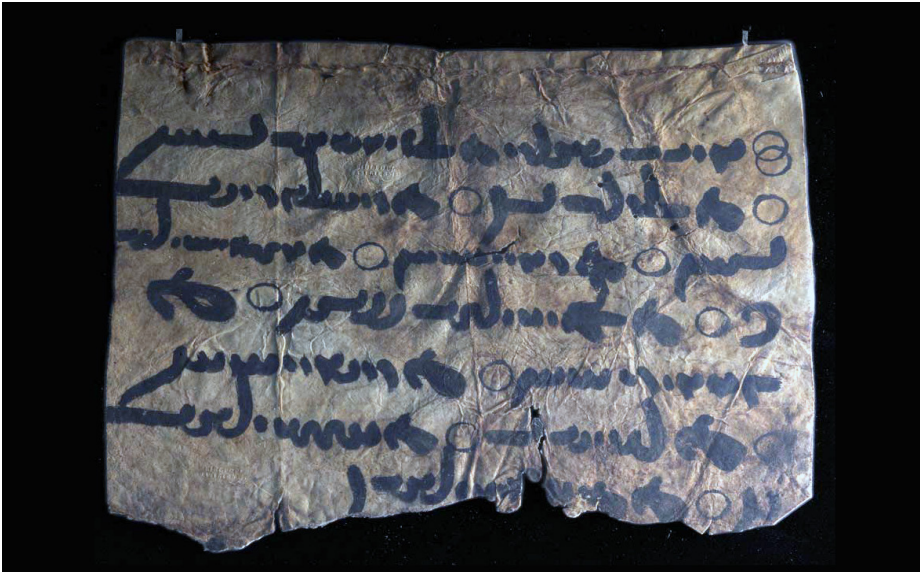


- 5 Elephantine (Ägypten). Haus M13 im Zustand um 580 n. Chr. sowie nach dem Neubau um 800 n. Chr., auf weitgehend unverändertem Grundriss (Abb.: F. Arnold).

Elephantine, aber auch an anderen Fundorten in Ägypten, spricht für einen Epochenwandel um 800, nicht aber im Jahr 642 (Abb. 5). Zu den Ursachen dieses Umbruchs zählen weniger politische Ereignisse oder die Einführung der arabischen Sprache und der islamischen Religion, als vielmehr die wachsende Bedeutung des Handels mit dem Mittleren und Fernen Osten. In der Keramik begann ab 850 das chinesische Porzellan die spätrömische Terra Sigillata als Leitbild zu ersetzen, im Wohnungsbau verdrängte das persische Hofhaus das traditionelle Turmhaus, zumindest in der Landeshauptstadt Fustat.

Der Vortrag von S. Schmidt (Basel) beschäftigte sich mit der Periode der persischen und arabischen Eroberungen, die der Forschung als „Ende der Antike“ gelten. Am Beispiel wirtschaftlicher Entwicklungen in Ägypten wurde gezeigt, dass das zeitliche Ordnungsprinzip in Antike, Mittelalter und Neuzeit, das aus sich heraus bereits auf Diskontinuität und Trennung angelegt ist, in Erklärungsnot gerät, wenn sich ein Wandel nicht gleichzeitig mit den politischen Ereignissen vollzieht. Insbesondere wirtschaftliche Veränderungsprozesse, denen regionalbezogen oft unterschiedliche Dynamiken zugrunde liegen, können fortauern, während politische Ereignisse bereits den Beginn einer neuen Periode rechtfertigen.

Am Beispiel Assuans, einer Stadt in der Peripherie des byzantinischen und später des muslimischen Reiches, wurde die Frage diskutiert, wann ein echter Wandel zwischen antiker und mittelalterlicher Gesellschaft erkennbar ist und welche Determinanten hierzu beigetragen haben. Für die persische Besetzungszeit Ägyptens (618/19–629 n. Chr.) wurde eine Auswahl an griechisch/koptischen und mittelpersischen Papyri und Pergamenten wie Requisitionlisten, Privatbriefe, Passierscheine und Steuerquittungen untersucht (Abb. 6). Obwohl nur ein begrenzter Teil an Dokumenten besprochen werden konnte, zeichnete sich in den vorgestellten griechischen und mittelpersischen Dokumenten kein sichtbarer Wandel ab, der für die Wirtschaft des Landes eine neue Zeitrechnung erkennen lassen würde. Vielmehr scheinen die Perser vorhandene byzantinische Wirtschaftsstrukturen genutzt zu haben, ohne echte Neuerungen einzuführen. Dies mag der verhältnismäßig kurzen Besetzung des Landes von nur zehn Jahren geschuldet sein, geht man davon aus, dass sich wirtschaftliche Veränderungen aufgrund diverser Abhängigkeiten von Ressourcen, sozialen Netzwerken und administrativen Abläufen oft langsam vollziehen. Doch auch in der nachfolgenden frühislamischen Periode des Landes tritt ein erkennbarer Wandel in Konsumption, Produktion und Distribution von Gütern erst spät, teils 200 Jahre nach der Eroberung ein. Dies wurde am Beispiel der Produktion von Glas gezeigt sowie der Verhandlung assuanischer Keramik nach Nubien, die erst im 9. Jahrhundert einen markanten Einbruch verzeichnet. Auch die im Vortrag besprochene Steuererhebung deutet auf Kontinuitäten gegenüber der



6 P. Bas. II Pahl. 1 – Eine Requisitionsliste einer persischen Einheit mit Aufzählung von Städten in Mittel- und Oberägypten (Abb.: S. Schmidt).

byzantinischen Phase hin, etwa in der Erhebung einer Kopfsteuer unter den Nicht-Muslimen des Landes, wobei jedoch letzteres Beispiel in der Forschung noch keinen Konsens gefunden hat.

Der Vortrag zeigte, dass Kontinuitäten in unserem dreigliedrigen Ordnungssystem nicht ausreichend Rechnung getragen wird, was die Frage aufwirft, ob unser auf Trennung angelegtes Periodisierungssystem noch zeitgemäß ist.

Der Beitrag „Multilinguale ‚Sprachschwellen‘ als chronologisches Kriterium spätantiker Alltagsgeschichte“ von S. Tost (Wien) ging von der Frage aus, inwieweit ein Einsetzen und die Entwicklung mehrsprachiger Kommunikations- und Dokumentationspraktiken, die wir aus dem Quellenbefund der Papyri aus dem spätantiken Ägypten ersehen können, Aufschlüsse über Kontinuitäten und Brüche spätantiker Alltagsgeschichte zu geben vermögen. Ein

solcher Ansatz wird nicht allein dadurch nahegelegt, dass Fälle eines Sprach- und Schriftwechsels häufig mit demographischen oder politisch-institutionellen Veränderungen wie Eroberungen oder der Errichtung einer Fremdherrschaft in Verbindung gesetzt werden und dementsprechend eine Zäsur im historischen Verlauf anzudeuten scheinen. Sie sind zudem ein im schriftlichen Quellenbefund deutlich zutage tretendes Zeichen eines gesellschaftlichen Wandels, das sich nicht allein in Äußerungen oder der Kommunikation nicht näher quantifizierbarer schreib- und lesekundiger Milieus manifestiert, sondern auch den Rechts- und Geschäftsverkehr der gesamten Bevölkerung (illiterate Schichten inbegriffen) beeinflusste. Bisherige Versuche, sich der Sprachenvielfalt im spätantiken Ägypten anzunähern, hatten sich vor allem auf eine Auswertung einsprachiger Dokumente gestützt und an der sasanidischen Besetzung Ägyptens in den Jahren 619–629 als einem politischen Einschnitt sowie dem seit dem 4. Jahrhundert nachweisbaren Aufkommen des Koptischen, d. h. einer neuen, die ägyptische Umgangssprache fixierenden Schrift, mithin einem primär soziokulturellem Phänomen, orientiert. Das vorgestellte Konzept ergänzt diesen Zugang um eine sowohl sprachliche als auch typologische Dimension, indem es die arabische Dokumentation ausdrücklich berücksichtigt sowie die Fragen einer Relation und Interaktion von Sprachen und Schriften auf Grundlage des bislang weitgehend vernachlässigten Bestands an mehrsprachig beschrifteten Papyri beleuchtet. Zu diesem Zweck wurde von L. Reinfandt und S. Tost ein Klassifizierungsschema entwickelt, welches das mehrsprachige, nämlich Griechisch, Koptisch und Arabisch umfassende Textmaterial nach strukturellen Gemeinsamkeiten und Unterschieden ordnet und hierbei zwischen vier idealtypischen Kategorien unterscheidet: 1. Texte, die auf ein und demselben Schriftträger in eine andere Sprache übersetzt wurden und demzufolge als „translated documents“ oder „bijunktive Dokumente“ bezeichnet werden; 2. Texte mit kleinen Zusätzen oder Ergänzungen in einer anderen Sprache, welche die Gruppe der „complementary documents“ oder „subjunktiven Dokumente“ bilden; 3. Schriftträger mit einzelnen Textabschnitten in verschiedenen Sprachen, die unter der Kategorie der „integrated documents“ oder „konjunktiven Dokumente“ zu subsumieren sind; und 4. „reused documents“ oder



7 Exkursion der Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Clustertreffens nach Regensburg (Foto: Ph. von Rummel).

„disjunktive Dokumente“, deren Mehrsprachigkeit in erster Linie aus einer Wiederverwertung des Schriftträgers resultiert. Darüber hinaus lassen sich die vier Kategorien zu einem chronologischen Modell zusammenführen und mit den einzelnen Entwicklungsphasen einer längeren, hier als „Sprachschwelle“ bezeichneten Übergangszeit gleichsetzen. Dadurch konnten einerseits bisher getroffene Aussagen hinsichtlich entscheidender und weniger bedeutender Beeinflussungsfaktoren bestätigt, andererseits aber auch eine wesentlich längere Wirk- und Entwicklungsdauer multilingualer und polyglossaler Praktiken im spätantiken Ägypten festgestellt werden. Daraus ergibt sich eine letztendlich fast 600 Jahre, vom Anfang des 4. bis in das 9. Jahrhundert andauernde und durch eine starke Kontinuität gekennzeichnete Geschichte eines Wandels von Mehrsprachigkeit im Alltag, die eine „lange“ Spätantike noch länger erscheinen lässt.

Die Tagung war insgesamt von sehr regen Diskussionen geprägt, die vor allem auch methodologische Fragen betrafen. Die vielen auf dem Treffen vertretenen Spezialgebiete und Fachkenntnisse ermöglichten es, bestimmte Fragen aus ganz unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten und zu diskutieren. Besonders anregend war auch ein Kurzbeitrag von O. Heinrich-Tamaska (Leipzig), die als Gast an der Tagung teilnahm und sich spontan bereit erklärte, über Periodisierungsprobleme im spätantiken Donauraum zu berichten. Insgesamt brachte dies wie auf den vorhergehenden Tagungen einerseits bessere Kenntnis anderer spezialisierter Zugänge mit sich, die das gemeinsame Gespräch erleichtert, und andererseits auch zahlreiche Anregungen, die eigenen Beispiele aus neuen Perspektiven zu betrachten. Erweitert wurde das Bild durch die Exkursion nach Regensburg, wo die Gruppe von A. Boos durch das archäologische Museum und anschließend von L. Dallmeier und S. Codreanu-Windauer an der Porta Praetoria, der Lagermauer und den Grabungen im Niedermünster geführt wurde (Abb. 7).